

# Regina Lob [Fortsetzung]

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573439>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von deiner Höhe finkst du zum Gebirg  
 Und wirfst ein letztes Grüßen durch die Tannen.  
 Dich schaut vom Liebeslager der Beglückte  
 Und möchte halten dich gleich der Geliebten,  
 Damit der Wonnen nie ein Ende sei!  
 Dich wünscht hinweg, wer krank in Fiebern schmachtet,  
 Wer sich ans Leben krampft, das schwinden will  
 Und schwindend köstlichstes Geschenk muß scheinen!

Dich starrt der Kummer an, der wilde Schmerz,  
 Und deinen Glanz umfloreu Trauerworte,  
 Die nie der Mund, nur still die Seele spricht!  
 Du gehst! Schon weiß ich nicht, bist du geschwunden,  
 Schwand mir des Sehens Kraft. Ein Schleier fällt,  
 Und aus den Dünsten glitzern blasse Sterne.  
 Da rührt es feucht die Stirn mir, legt sich sacht  
 Auf Hals und Brust und Arme — leis zerflossen...

## Regina Lob.

Aus den Papieren eines Arztes.

Roman von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.  
 Alle Rechte vorbehalten.

Dabei war Ursula ein Hausmütterchen ohne gleichen. Von Büchern und Kunstsachen wußte sie wenig und kannte die Tonleiter auf dem Klavier nicht. Aber die Kunst am Herd und Zuber verstand sie großartig, und den Ohm pflegte sie wie eine geborene Krankenschwester. Oder wie ein Engel! Ja, ich glaube nicht, daß auch nur ein Engel das Kissen dem Kranken so wohligh unter den Kopf stoßen, die Medizin so bequem einlöffeln und so flink und doch so leis und beruhigend durch ein Krankenzimmer schweben könnte wie sie. Mich, den angehenden Arzt, entzückten diese Vorzüge, und ich sagte mir laut und leis, daß Ursula das Ideal einer Doktorfrau abgeben würde. Aber je inniger ich sie insgeheim liebte, um so zaghafter wurde ich. Konnte ich, ach, konnte ich so ein erlesenes Menschenkind glücklich machen, wie es das verdiente? Gar oft an Abenden voll unerträglicher Sehnsucht riegelte ich mich in mein Zimmer ein und begann einen Freierbrief an sie. Aber nicht einmal eine Anrede wollte mir glücken. Und hundertmal wollte ich ihr nach dem Nachtesen in die Küche nachlaufen, weil dann unsere Magd beim Onkel servierte, und hustete dann zweimal und sagte mit einem verzweifelten Blick durchs Küchengitter: „Wie doch die Tage schon länger werden!“ — Es ging in den April! — Sicher wäre es noch lange nicht zu einer herzhaften Freie gekommen, wenn nicht das Leiden meines alten Vormunds sich so verschlimmert hätte, daß die Auflösung in zwei, drei Tagen erfolgen mußte. Da wachten wir nun gemeinsam am Bett, Ursula rechts und ich links, und stützten gemeinsam den atemringenden schweren Mann im Kissen auf. Und da wagte ich es denn einmal, ihre Hand, die mir ganz nahe kam, tapfer zu fassen und zu drücken. Ein zweites Mal bot sie dem Ohm einen Teller voll Haberschleim. Aber das Süpplein war noch furchtbar heiß. Da blies bald ich, bald sie ins Näpflein, um den Trank zu kühlen. Und einmal, so fügte es Amor, beugten wir uns zugleich über den Teller, um zu blasen. Ganz nahe spitzte sie ihr Mäulchen. Da konnte ich nicht mehr anders und gab ihr einen schweren Kuß. Und ich merkte köstlich, dieser Mund war wirklich nicht zu klein hiefür. Wir wurden darauf schrecklich rot und schämten uns ernstlich, weil wir vor einem Sterbenden so glücklich sein wollten. Ja, als der Arme furchtbar mit Erstickung rang und nach Erlösung schrie, da

strafte wir uns mit harten, abweisenden Mienen. Und doch klopfte unsere Herzen nie lauter gegeneinander... Und da fügte es Amor nochmals gnädig. Denn in einem gelinderten Weilchen staunte der Onkel unsere strengen Mienen sonderbar an. „Was habt ihr?“ hauchte er. — „Nichts, nichts!“ — „So gebt euch doch die Hand, wenn ihr nicht böse seid!“ — Wir taten es. — „Und küßet euch!“ — Es geschah. — „Und macht bald Hochzeit!“ — Da wir nickten und vor Freude fast weinten, lächelte der Onkel großartig. Es fiel ihm ein, daß ihm das nicht viele nachmachen würden, zu sterben und gleichzeitig ein neues Leben zu schaffen. Onkel Felix war immer ein wenig hochfahrig und stolz und, was man so sagt, ein Ausnahmismensch gewesen.

Als meine Schwester auf die Depesche hin, so eilig sie vermochte, heimreiste, fand sie einen Toten und ein Brautpaar in der gleichen Stube.

Nach dem Trauerjahr, auf dem Pauline und Ursula hartnäckig bestanden, heirateten wir, und ich eröffnete meine ärztliche Praxis. Zur Trauung hatte ich nach Jlgis einen zweiten Brief geschrieben und Regina und Theodor als Trauzeugen eingeladen. Ich hatte vor, am Hochzeitstisch vor allen Gästen das Weggisserpaar um Verzeihung zu bitten und mein Unrecht vollkommen einzugestehen. Denn ich wollte gerade in die Zukunft sehen. Nichts Unsauberes sollte mir den Weg ins neue Leben verunreinigen... Aber ich erhielt wieder keine Antwort.

Bei der Geburt meines Mimeli richtete ich einen dritten Gruß nach Jlgis und fragte Reginen um die Patenschaft an. Dieser Brief lief uneröffnet zurück. Darauf gab ich meine Versuche auf.

Aber ich wußte genau, was in Jlgis vorging. Ein Geschäftsreisender wohnte die ersten Jahre im obersten Stock unseres Hauses. Mit seinem bunten und schier unerschöpflichen Musterbuch von dicken wollenen Hosentoffen, wie sie in den Bergorten gegen Wind und rauhes Wetter getragen werden, haufierte der Mann jedes Jahr auch einmal in Jlgis herum. Nach seinem Besuch im Weggisserhaus erzählte er mir, Mann und Frau lebten glücklich und ein allerliebtes Büblein krieche schon unter dem Tisch herum. In keinem Hause werde soviel gelacht. Das nächste Jahr hieß es: nun sei auch ein Töchterlein in die Stube spaziert. Und das Lachen klinge

noch viel lauter. Beim dritten Besuch fand der Reisende ein niedliches frisches Kindergrab. Das Lachen war etwas leiser. Man hatte statt eines zweiten Schwesterleins einen Engel. Theodor, Regina, Arnoldchen und Klärli schlossen sich um so enger zusammen.

Also, die haben Wiegen und haben Särge im Haus! Aber meinen Zuspruch brauchen sie weder hier, noch dort. Gut denn! Nun verschänzte und vertrotzte auch ich mich gegen alle Andenken jener Leute. Ich begrub sie. Und wiewohl ich damit ein gutes Stück Leben mit hinunterschaufelte, es ging nicht zu schwer. Ich vergaß und lebte tags ganz dem Beruf, abends ganz der Traulichkeit unserer kleinen Familie.

Aber als ich Tag für Tag auf ein zweites Leben hoffte, das in unser Heim wie ein Vögelchen flattern und mit dem ältern ein festes Duett zwitschern sollte, da kam der Tod an meine Türe. Er sprach: „Du hast zuviel gewollt, du bist übermütig, du geudest mit dem Leben! Warte, ich will dich wieder sparen lehren!“ Und Mutter und Neugeborenes starben in der gleichen Stunde, das eine vom andern, jedes im unendlichen Drange, meine kleine Welt zu verjüngen.

Das war furchtbar. Ich kann davon nicht reden.

Von da an ward ich ein ruhiger, stiller, aber rüstiger Mann. Das Zaudern hatte für immer aufgehört. Gottlob gab mir die Praxis strenge Arbeit, und das hitzige Spiel ums Leben und das Bleigeficht des Todes, dem ich immer wieder begegnete, festigte und härtete mich. Mein Mimeli und meine Kranken bildeten nun zusammen meine Familie. Ich mochte von den Patienten zu ganz ungleicher Zeit heimkommen, aus hundert Menschenschritten kannte Mimeli mich immer scharf heraus, duckte sich an der obern Treppenlehne wie ein Käuzchen in die Stufen, schoß plötzlich an mir herauf, umarmte mich mit den zwei magern Armechen und sagte wichtig: „Sind schon acht und drei, macht elf und drei, macht vierzehn Leute im Wartezimmer! Aber ich bin zuerst — zuerst dagewesen!“

Und auch ich trank dann zuerst eine Tasse Milch mit ihm und tunkte ihm das Brot und feierte ein halbes Stündchen und habe gewiß manchem bedrückten Menschen, der im Nebensaal wartete, diese Zeit zu einer Ewigkeit und sein Herz bitter gemacht, wenn er vielleicht in seinem schweren Anliegen unsere Mäuler musizieren hörte.

„Nicht so laut! Da drüben hat einer Zahnweh!“ drohte ich und lachte schon wieder.

Aber Mimeli schlug sich das Fäustchen vor den milchbärtigen Mund und ahmte mit bedeutungsvoller Miene nach: „Ja, müssen leis machen... Mann hat Zahnweh...“

An einem Oktoberabend war ich ausnahmsweise einmal um vier Uhr fertig und ging in bester Laune mit Mimeli spazieren. Wir standen vor dem Kinematographen, wo ein Ausrufer den vielen Gaffern das Schokoladehäuschen der Hexe und den Hänfel dazu und die ganze Insel Ceylon und eine Fahrt in die Alpen in wunderlich preußischem Sprachge-

schmeiß versprach. Als ich mich gerade von Mimeli hineinziehen ließ, ging der Wollkrämer über den Weg. Er kam von der Bahn und mochte wohl um die Zeit in Jlgis gewesen sein. Seit fünf, sechs Jahren hatte ich ihn nicht mehr gesehen, da er anderswo wohnte. In meiner Munterkeit und Neugier über alles, was da stand und ging auf Erden, hielt ich ihn an und fragte, was denn die Weggisser allerlei trieben auf ihrem Hügel, ob man sie immer noch so weit lachen höre ... Der Musterreisende staunte, weil ich mir einen solchen Spaß erlaubte. Er faltete seine Stirne wie bei der Prüfung unechter Wolle, die seine Firma durchaus nicht führt, aber eine unsaubere Konkurrenz leider zum Schaden eines soliden Lebens mehr und mehr in den Handel hineingauert: Dieser Stoff sei ja — pardon! — der Weggisser sei ja elend und absterbend, die Frau fast in Verzweiflung. Jetzt gehe es wohl wieder ein wenig besser, wie immer nach einem tödlichen Anfall. Aber zum ersten Mal hätte man ihm keinen Stoff abgekauft. Der Herr Gemeinderat — das sei er ja — liege auf dem Sofa und sage: „Ich brauche keine neuen Hosen mehr!“ Die Frau habe dazu gelacht und ihm den Scheitel gestrichen und gemeint: „Auf den Frühling nehmen wir Euch Tuch für zwei Anzüge von der besten Sorte ab. Jetzt laß ich ihn nicht hinaus, Wenn er neue Kleider hätte, ginge er mir zuviel in die raue Luft, und das darf er noch nicht!“ Aber der Mann, der übrigens im Erzählen wie alle Hausierer, und die wollenen am meisten, ganz sichtbar übertrieb, erklärte uns, er habe wohl bemerkt, daß er da einen Kunden verloren habe und alles Gerede von neuen Kleidern ein Verheimlichen und Verbrämen des Todes sei. Der Gemeinderat sei mager und ohne die alten roten Backen, und nur die großen blauen Augen brennen noch im Gesicht. Auch das wilde Kraushaar sei gelichtet und an den Schläfen schon leis grau. Am Stammtisch im Bären sagten alle, der gute Kerl sehe das nächste Laub nicht mehr grünen...

Wir war die Luft am Kinematographen vergangen. Aber ich mußte dem Mimeli mein Versprechen halten. Und so hab' ich dann fleißig dem Hänfel und der tapfern Gretel zugehört und bin auf Ceylon herumgestrichen und habe an einem Sardinenfang mitgemacht und dann die Bergbahn in irgend ein steiles und stattliches Schweizergebirge bestiegen ... Als aber die schmutzen Bergdörfer im Geglitz ihrer tausend kleinen Stubenscheiben kamen und ringsum das wenige Obst und die vielen Tannen und die breiten Whorn auf einsamen kahlen Hügeln und wieder die geschlossenen Hütten, hoch über dem letzten Wald in den obersten Staffelweiden, und dahinter die grauen ewigen Felsberge, da stand mit blutiger Frische wieder meine ganze Jugend mit Theodor vor meiner Seele. Und ich dachte des verlorenen Freundes, als wäre die Trennung erst gestern geschehen. Mein Eheglück war nur zweijährig gewesen, kurz, wie eine herrliche Seifenblase. Und es blieb davon kaum ein goldenes Schäumchen zurück. Aber jene Freundschaft hatte vierzehn Jahre gedauert, und zwar die wichtigsten

und die heißesten Jahre des Lebens. Sie stellten vielleicht die Hälfte, jedenfalls ein gewaltiges Stück meines Daseins dar. Das ließ sich eben doch nicht wie ein zweifähriger Traum abtun. Das wartete nur auf einen Wecker und stand dann wieder auf mit allen seinen göttlichen Einzelheiten. Ich hätte es nicht geglaubt. Aber da erfuhr ich's nun...

Der Kinematograph ging jetzt mit uns durch gefleckte Herden von Alpenvieh, sprang über schnee-weiße Bäche, lief an Alpenrosen und zipfelbärtigen Geißeln und kleinen Hirten vorbei, die nur Hemd und Hosen trugen, und kletterte zuletzt in die Spitzen des Gebirgs, auf die Aussichtstürme der Menschheitempor. Und da erinnerte ich mich, wie oft Theodor und ich durch solches wildeinsames Höhenland wie ein einziges Leben den Vögeln und Wolken entgegenkamen und wie wir uns, als wären wir die zwei einzigen Menschen der Erde, da oben in der Gottesherrlichkeit umarmten und liebten und Gutes erwiesen und uns gegenseitig hochhalsen — bis diese Hexe kam!

Mimeli klagte auf dem Heimweg und in der Stube um den ganzen Eßtisch herum, daß ich gar nicht aufgepaßt und ihm nie eine Antwort gegeben habe und ja jetzt noch tue, als ob es gar nicht da sei. Es schimpfte und schalt, bis ich ihm das Mäulchen mit einem Haufen Küsse stopfte.

Einige Zeit konnte ich die Jgisser im Gelärm der Arbeit wieder vergessen. Aber sobald es ruhiger um mich herum wurde, tauchte der alte, liebe Freund wieder vor mir wie ein Doppelgesicht auf. Rückwärts sah er so stattlich und rotwangig und übermütig aus wie nur je. Aber nach vorwärts hatte er ein Gesicht wie aus weißem Kerzenwachs, den Purpur seiner Lippen dürr und ein verzehrendes fiebriges Feuer in den Augen.

Vorsichtig erkundigte ich mich nun aus zweiter und dritter Hand nach seinem weitern Ergehen. Es war immer die gleiche Melodie, nur klang sie einmal etwas heller, einmal wieder dunkler. Theodor ging nicht mehr aus, genoß nur noch Milch und Eier und schluckte dazu ein Tröpfchen Markgräser und verschwitzte und verfielerte seine ganze Manneskraft. Alles an ihm trieb zum Tode. Seine Frau aber war Tag und Nacht immer um ihn und pflegte ihn ganz allein, ohne einer Magd die kleinste Handleistung übrigzulassen. Sie wachte an seinem Bett, trocknete ihm den Schweiß, las ihm in leichtern Stunden die Zeitung vor oder spielte ein Schach mit ihm, das sie trotz seiner schwächlichen Figurenführung jedesmal wie unter dem Druck seiner Ueberlegenheit auf die natürlichste Weise verlor. Dabei trug sie den Kopf hochauf, weinte und verzagte nie, sondern lachte immer vor ihm und ließ ihn nur fröhliche Gesichter schauen. Man bewunderte sie im Dorfe und fragte sich oft, wo sie denn eigentlich ihre Zeit zum Schlafen hernehme, ob sie denn wie ein Geist kein anderes Bedürfnis mehr habe als das eine, zu lieben, ob sie blind sei gegen das Kommende... Sie aber kümmerte sich um kein Gerede, küffete gut, wusch die Scheiben hell und ließ soviel Sonne, als es am Himmel nur gab, in die Stube herein. Sie

kleidete sich einfach wie arbeitsame Dörfnerinnen, hantierte wie eine Magd und jodelte leise und tapfer um Theodor herum, weil ihn das froh machte. Wenn er in einem Anfall von Herzkrampf flehend die Arme nach ihr streckte, dann rieb sie seine Brust und preßte seine Hände so fest in die ihrigen, bis ihm leichter wurde und er sagte: „Hab' Dank! Hab' Dank! Jetzt geht es wieder!“ Sie zog ihre zwei Kleinen stramm auf und liebte sie wahrhaft mütterlich; aber wenn Theodor in Not war, ließ sie alles fahren, und sie hätte hundert allerliebste Büblein und Mägdlein, nicht nur diesen Arnoldli und dieses Klärchen, für den Gatten hingegeben...

Viele solche Einzelheiten trieb ich auf, und jedesmal klemmte mir die Scham das Herz noch peinlicher zusammen. Das war doch wahrhaft keine Raizenart, das war mindestens Hundetreue. Ach, was, das war eine blanke, helle Tapferkeit, wie sie nur Menschen aufbringen — noch mehr, es war Heldenmut! Und ich hatte dieses Weib eine Falsche, eine Untreue, eine Lügnerin gescholten, ich, der ehrliche, brave Vater, der sein Mimeli auf die Hände schlug, wenn es im Scherz eine ganz kleine, zierliche Kinderlüge zusammenstudierte!

Zuerst war ich niedergedrückt und tief verdemütigt über alle diese Einsicht. Dann aber fühlte ich in mir eine eiserne Notwendigkeit, etwas gut zu machen. Auch grünte und blühte die Lust in mir auf, den kranken Freund zu sehen, ihm die Hand zu drücken und, soviel ich vermöchte, seine Beschwerden zu mildern. Vor allem aber wollte ich Frau Reginen um Verzeihung bitten, und so sehr und so beharrlich wollte ich darum anhalten und sie dabei zwingen, mir fest ins Auge zu schauen, bis sie es mir vom Gesicht gelesen hätte, wie ehrlich ich sühnen wolle, und bis sie mir in ihrem tiefen Alt sagen würde: Ich vergebe dir!

Es wurde mir nun zur eigentlichen Übung, jeden Morgen, wenn ich erwachte, und jeden Abend vor dem Einschlafen, an diesem Plane der Versöhnung zu studieren. Bald setzte ich unendlich diplomatische Briefe auf, bald wollte ich einen Vermittler vorausschicken. Endlich entschloß ich mich, selber ohne irgendwelche Vorbereitungen geradewegs nach Jgis zu reisen und alles ehrlich von Mund zu Mund abzumachen. Das war der kühnste, aber sicherste Weg. Sowie Weihnachten und Neujahr vorbei wären, wollte ich die wichtige, kleine Reise unternehmen. Aber gerade um Neujahr trat ein gewaltiger Wettersturz und ein allgemeines Husten und Niesen und Bettliegen, aber bei den vier ernstern Fällen meiner Praxis eine Verschlimmerung auf Tod und Leben ein. Ich konnte und mochte jetzt auch nicht für einen Tag fort. Mir war das Leben, das die Patienten als ihr Köstlichstes in meine Hand gelegt hatten, zu heilig, um es einem bezahlten, wenn auch viel geschicktern Stellvertreter auf Gnade oder Ungnade zu überlassen. Nein!

So lief mein guter Vorsatz wieder von einer Woche in die andere und verlor zusehends an Stärke. Nach Neujahr ging mein Mimeli in eine Schule. Und nun gab es am späten Feierabend soviel zu



Pietro Ghisla, Sagno-Mailand.

Kinderfest.

erzählen und abzuhören und mitzufikeln für einen lieben Papa, daß in dieser kleinen, herzgemüthlichen Welt mein Reiseplan immer nebliger und dünner wurde und zulezt wie Rauch zu zerfließen drohte.

Da, in der Fastnachtzeit, warf mir Fabrikant Eisen, ein älterer Freund meiner Igisser Ferien, seinen langen Schlingel Ernst ins Haus, damit ich ihn beherberge, koste es, was es wolle, und ihm eine passende Schule besorge und acht auf ihn habe wie auf mein eigenes Blut. Ernst Eisen sei schon zweimal aus Pensionaten gejagt worden. Der Bub verzog dabei verächtlich seinen bleichen Mund und sah mich stolz an. Das erlebt ja nicht jeder schon mit dreizehn Jahren.

Herr Eisen hatte mir als Knaben zahllose Freundlichkeiten erzeigt und einst am Hexhorn nicht viel weniger als das Leben gerettet. Wie konnte ich nein sagen? Nur eine Probezeit bedang ich mir angesichts dieses schlanken, bleichen, übermütig dreinblickenden Jünglings aus. Und nun erzählte mir Eisen, wie der Weggisser vorgestern eine schwere Herzschwäche kaum überstanden und der Doktor die Familie auf das Schlimmste vorbereitet habe.

Da sprang ich auf, bestellte noch am gleichen Abend einen Stellvertreter und setzte mich am Morgen früh in die Bahn gen die Igisser Berge. Gern nahm ich Mimeli mit. Ich rühmte, welch reinen hohen Schnee es sehen werde und wie es mit den Alpibuben schlitteln könne. Mir war, es müsse das Schutzengelchen meiner Reise sein. Jedenfalls reiste ich so zehnmal sicherer und schritt an dem Händlein so einer kleinen Unschuld zehnmal kühner in das alte feindliche Herrenhaus.

Wir werden um vier Uhr in Igis oben ankommen. Vorher nehmen wir im Wagen noch einen Imbiß. Dann gehen wir schnurstracks vom kleinen Bahnhof den Hügel zum Weggisserhof hinauf. Die Familie sitzt dann beim Kaffee. Das ist wohl der gemüthlichste Hof im Winter auf dem Land: zur Vesperzeit sich um die klingenden Tassen zu versammeln und den rauchenden Kaffee einzugießen und die graue Dämmerung von den Bergen her an die Fenster spinnen zu sehen, lange, lange Märchenfäden — bis der Vater ruft: „Macht doch Licht! Man sieht seinen eigenen Löffel nicht mehr!“

Dann wird es an die Türe klopfen, und wir zwei stehen da!

\* \* \*

Bis hieher habe ich rückwärts in die schwere Vergangenheit erzählt. Nun vorwärts im bessern frühlichen Heute!

Ich rutschte mein schlafendes Mimeli mehr in die Ecke. So kam sein Köpflein auf meinen dicken Ueberzieher wie auf ein Bettkissen zu liegen. Dabei fing das Kind an zu gähnen und sich leis hin- und herzuwiegen. Aber gleich schlief es wieder ruhig weiter. Ich war froh. Um so besser konnte ich nun ausflügeln, mit was für einem geschickten, guten, eindringlichen Saß ich in die Stube Theodors treten sollte. Das war unendlich wichtig.

In diesem Augenblick hustete jemand im Wagen. Alles Wispern und Brummen auf den Sitzen ver-

stummt wie auf einen Schlag. Denn es war ein Husten, wie man ihn selten hört. Ein kurzes, schwaches, grauenhaft trockenes Wellen, in drei, vier Stößen, klanglos und unfertig, sodaß man selbst spürte, dieser Husten schaffe keine Erleichterung. Er hörte sogleich auf, aus Ohnmacht des Menschen, der da noch einmal hatte revolutionieren wollen und es doch nicht mehr konnte. O, ich kannte diese letzten Trommelschläge des Lebens!

Es gibt einen Husten, der einem Arzt Freude macht. Er kracht und donnert wie ein Erdbeben und bringt den Menschen in hellen Schweiß. Aber nachher ist ihm leicht wie auf einem reinen Berggipfel, und er atmet wieder wie ein Erlöster. Und ein anderer hustet aus reiner Langeweile oder aus Freude ein bißchen auf und nieder. Das ist seine Gewohnheit. Es nützt nichts und schadet nichts, und der Hüftling kann dabei ein sehr reicher Spezereihändler oder ein uralter Kirchensgrift werden... Aber der Husten hier im Wagen ist die letzte Musik, die ein Mensch macht. Er ist das Amen der Schwindsucht. Magere, dreißigjährige Schullehrer und langhalsige junge Berufsjäger und rasch aufgeschossene, nasenblutende Pultmenschen, die mit einem dünnen Faden von trockenem Hüfteln eines Tages beginnen und dabei einen eigenen Kitzel spüren und wieder hüfteln... Sei, sie mögen aufpassen, das ist der Anfang!

Alle Menschen von warmem Leben erschrecken ohne weiteres, wenn sie einen Augenblick den Tod ganz nahe hören. So entsetzte sich unser ganzes Coupé vor diesem ungewöhnlichen Husten. Er kam aus dem brandigbraunen Mund einer dreißigjährigen, großen, hagern Bauernfrau, die mir gegenüber an der Seite ihres Mannes saß. Die Frau erröthete leicht, als sie die große Stille ringsum merkte, und preßte ein weißes Taschentuch vor den Mund. Der Gatte jedoch, ein krauser, breiter, gutmüthiger Mann mit einem gesunden und frischen, aber nicht sehr gescheiten Gesicht änderte seine Miene nicht im geringsten.

Nach und nach plauderte man wieder im Wagen. Ich aber beobachtete die beiden still und unaufdringlich für mich hin.

Die Frau trug etwas Hartes und Herbes im Gesicht. Ihre grauen Augen blickten trotz der innern Ermüdung sehr gescheit und leidenschaftlich drein. Das Haar hatte sie straff zurückgekämmt, die Stirne war hell und schmal, auf den Wangen brannten rote Flecken, und das Kinn lief eigensinnig lang und eckig aus. Sie trug den einfachen Anzug einer Landbäuerin; aber kein Stäubchen haftete an ihr. Ihr Atem war kaum bemerkbar. Die kleinen Nasenlöchlein machten dabei nicht die kleinste Bewegung. An den Schläfen glänzte ein feiner Schweiß; der immer wieder hervorsickerete, so oft sie sich abrieb. Sie lehnte sich ins Polster gegen das Fenster, wie mein Mimeli gegenüber. Der Bauer zog eine Orange aus dem Hosensack, machte kleine Schnitze und bot ihr einen solchen wie pflichtschuldig an. Sie düstete sicher fürchtbar, aber wies ihn dennoch ab. Sie getraute sich wohl wegen des Hustens nicht, davon zu essen.

So verquetschte also der Mann recht behäbig den Schnitz zwischen seinen gesunden braunen Tabakzähnen. Aber den nächsten hielt er ihr wieder fragend entgegen. Den nahm sie und kaute daran wie ein Kind, das noch keine Brocken verträgt. Es war eine Marter, ihr nur zuzusehen.

„Rück' näher!“ sagte sie dann, nicht bittend, sondern kurz heißend. Willig bot er seine junge, breite Schulter. Sie lehnte ihren fiebrigen Kopf daran und schloß die Augen. O, wie müde war sie von dem Restlein Leben, das sie noch lebte!

Der Gatte hielt sich unbeweglich still, treu und folgsam wie ein Knecht. Sie war ohne Zweifel die Gebieterin gewesen, aber aus Not. In seinem braven, treuen Bauernschädel herrschte wohl Eifer zur Arbeit, Eier nach Habe und Lust am Verzehren, aber kein kluges Berechnen, weder Planmäßigkeit, noch Uebersicht. Sie war der Verstand des Hauses, er die biedere Hand, die arbeitete, der willige Fuß, der rammte und strampelte, der geduldige Nacken, der trug und zog, aber auch der große Appetit, der für all das aß wie ein Bär und ab und zu seinen Sonntagsrausch trank.

Es ward ihm langweilig. Da schob er mit der linken Hand, ohne sich rechts aufs leiseste zu rühren, die „Woche“ vom Polster auf sein Knie und begann darin nach den Bildern herumzublättern. Die Frau schlief nicht, sondern öffnete leicht die Augen und schaute mit halbem Geiste zu. Er merkte das und hielt ihr jedes Blatt bequem entgegen. Mit seinen schönen, hundebraunen Augen lachte er in jedes Bild. Da war eine Fürstin zu sehen mit Krönlein, engem Mieder und einer Riesenschleppe. Ah bah! Sie schloß die Augen wieder. Nun kam ein Flieger aus Paris, und hernach saufte im Automobil der serbische Prinz Georg übers Feld. Er kräuselte hochmütig seine Oberlippe und sah mit den dunkeln kalten Augen zufrieden zu, wie die Leute aus dem Wege stoben. Ach, die fliegen, und sie kriecht elender als ein Wurm über die Erde! „Ich mag das nicht sehen!“ Aber was ist das? Der Bauer hält ihr den jungen russischen Großfürsten Zwan Nikolajewitsch entgegen. Er liest, was darunter steht, und lacht hellauf. „Der ist schon Witwer und sucht eine andere Frau,“ erklärt er. Die Kranke wendet sich barsch ab. Wie grob schwächt doch ihr Mann, wie gefühllos, und meint es doch so gar nicht böse! Aber wahrhaft, sie weiß, ehe ein Jahr um ist, wird auch er nach einem Weibe ausgehen, der gute, leichte, haltlose Mensch!

Jetzt nahen ferne Gegenden in Asien, wo Sven Hedin verbotene Pfade abließ — eine neu entdeckte Insel — eine prangende Plantage auf Java und eine wunderbare Gipfelersteigung des Dr. Max Wirzius in der Kette der Karakorum! Wundervoll ist die Erde! „Sei es, sei es!“ Sie kennt und liebt nur ein Land, wo ihr Bauernhof steht, ihre Hühner gackern, ihre Äpfel und Birnen im Ofen schmoren und ihr Büblein gestern zum ersten Mal die Schulaufgaben nicht mehr auf dem Schiefertisch, sondern in einem wirklichen blauen Heft mit Tinte lösen durfte. . . Ach, das ist das Land, dem sie heute Ade

gesagt hat; denn es ist sicher, sie muß in ein Lungen-sanatorium. Der Doktor hat's befohlen. Das würde freilich nicht genügen. Aber ihr Mann hat's auch befohlen, und das genügt. Er will sie gesund haben. Gut! Vielleicht flackert ihre Kraft noch einmal kurz auf, daß sie für eine rasche Gnade nochmals heimgehen und ihrem Büblein noch die Kleider nachsehen kann für den Sommer und die Sämerei im Garten überwachen kann. Damit Vater und Bübel auf ein Jahr versorgt sind! Für mehr, das spürt die Gescheite, reicht es nicht. . . Aber nicht einmal soviel ist sicher! Vielleicht fährt sie da nicht mehr zurück — als im Sarg. Darum starrt sie die Landschaft vor der Scheibe so bitter an. Ach, ihre schönen saftigen Hügel mit den breiten sonnigen Tälern dazwischen und den hablichen Gehöften und einem klaren Wasser in der Mitte, ach, das hört hier schon auf! Es kommen Berge. Welche Schatten werfen sie ins Land! Wie sie dräuen! Und der Frau kommt vor, die Leute auf den Wegen seien auch andere, hätten dunkleres Haar und etwas Steiniges und Verwürgtes im ganzen Gebaren. Schon fängt das erste Heimweh an. Aber sie kneift die Lippen fest ineinander — und sieht wieder ins Heft.

„Die Kinder vom italienischen König! Schau, Brigitt, was für hübsche Gosen!“

Ach, immer diese Könige und Prinzessinnen! Sie wird böse und neidisch auf das erlauchte Geschlecht, das in diesem Heft Luftschiff fährt oder reitet oder lächelt oder sonst glücklich ist. Die sind wohl immer gesund! Und werden sie einmal krank, so geht Mann und Kind und Magd mit ihnen ans Meer hinunter, wo es eine frische Luft gibt. Oder sie bauen auf einer grünen Alp ein Hotel ganz allein für sich, und da ist die Luft noch frischer. Und die kranke Königin kann alles mitnehmen, was sie lieb hat, und wenn sie zehn Kinder hat, darf sie auch das zehnte mitnehmen. Ja, sie kann ihr Schoßhündchen und ihre Seidenfäse und ihren Kanarienvogel mitnehmen. Ach Gott, ach Gott, was ist das für eine Ordnung auf der Welt! Und ich habe ein einziges Bübel und darf nicht einmal das mit mir ins Krankenhaus nehmen!

Es will ihr die Lippen auseinanderreißen. Sie hat genug von Scherls „Woche“. Wieder blickt sie zum Fenster hinaus und ist müder als zuvor.

Da merkt sie am Einpacken ihres Mannes, daß die Station naht, wo sie aussteigen muß und die Leute vom Krankenhaus sie abholen werden. Der Schaffner hat das böse Wort schon ausgerufen. Sie wandte sich noch mehr ins Fenster, und ich sah, wie ihr zwei, drei kleine, kristallharte Tröpflein aus dem Auge spritzten. Sie würgte das Taschentuch vor den Mund. Denn ihre ganze Seele möchte sie ausschreien. Aber sie ist eine strenge, nüchterne Frau nach außen und bleibt es auch in diesem verzweifelten Stündlein. Keinen Laut gibt sie von sich.

Der Bauer hat aber doch gesehen, daß sie die Augen wischte, und meint pagig wie ein Bär, der tröstet: „Mußt nicht greinen!“

Da richtet sie sich zu ihm und sagt mit soviel Entschuldigung als Vorwurf leise: „Es tut halt weh!“

Das ist alles. Aber ich verstehe: Du blöder Mann, begreifst du denn gar nicht, was ich leide? Glaubst du, ein Haus sei mir wie das andere und ein Fleck Erde wie der andere? Meinst, ich könne heut' nacht in der neuen Kammer ohne mein Kind schlafen? Weißt nicht, wie die fremden Gesichter und der fremde Uhrenschlag mich dort erschrecken werden! Weißt nicht, was du mir gewesen bist? Du lieber, dummer, oberflächlicher, unvergeßlicher Bauernjoggel du! Du mein Alles, mir noch mehr wert als das Bübel und als aller Acker und alle breiten saubern Kammern zu Hause!

Der Wagen hält. Er will ihr aufhelfen. Aber sie weist ihn ab, nimmt alle Kraft zusammen und geht aufrecht und steif wie eine Tanne hinaus. Draußen drücken sie einander die Hände. Aber sie küßt ihn nicht, sondern steigt sogleich in den Einspänner, aus der das Häubchen einer Krankenschwester blinkt. Sie rückt weitab von der Wärterin und fährt,

ohne zurückzuschauen, weg. Der Bauer sieht ihr nach, bis das Gefährt um die Ecke des Bahnhofsvorplatzes verschwindet. Dann grübelt er ein wenig im Haar, springt rasch entschlossen nochmals in unsern Wagen und nimmt die „Woche“, die er auf dem Polster vergessen hat.

„Die möchte ich behalten,“ sagt er; „die Kinder drin haben ihr halt doch gut gefallen!“

Dann verschwindet er im Bahnhofrestaurant. Wie froh war ich, daß mein Schäkchen hier im Polsterwinkel das alles nicht gesehen hatte! Es schlief gar fein und meinte wohl, zu Hause zu sein in seinem Bettlein unter Jungmutter's Porträt und ringsum herrschte Nacht und Stille. Bis wir in Jlgis sind, wird es wohl ausgeschlafen haben und munter wie am Morgen sich seine Neuglein ausreiben. Das ist recht; denn ich muß ein tagfrisches, waches, tapferes Mimeli dort oben an der Seite haben...

(Fortsetzung folgt).

## Bubenidyll.

Von Hermann Ehrsam, Zürich.

(Fortsetzung).

Der Häuptling Sitting-Bull machte sich aufs neue daran, die Friedenspfeife anzuzünden; aber dem Franzeli Stark kam eine ganz gescheite Idee. Er sagte nämlich mit tiefem Bedenken, daß man eigentlich jetzt ja im Kriege lebe und daher die Friedenspfeife nicht mehr rauchen dürfe, was allen sofort einleuchtete und worüber jeder heimlich sehr froh war, da man eine Ausrede gefunden, der zufolge man nicht mehr zu rauchen und auch nicht mehr vor dem Tüfeli sich zu schämen brauchte; denn man mußte doch immer darauf bedacht sein, diesem den größtmöglichen Respekt einzuflößen.

Nun berieten sich wieder die tapfern Unterdörflerbuben über das Wohl und Wehe der in ihre Hände gefallenen „grünen Schlange“, die, sobald sie sich auf dem Trocknen sah, in ein Hilfio- und Mordgeschrei ausbrechen wollte, was ihr jedoch nicht gelang, da ihr der Steffi sofort einen Grasbüschel in den Mund stopfte.

Im Rate der weisen Comanchen nahm nun der Brunner-Beni das Wort und schlug vor, daß man den Brüllaffen der Apachen an einen Baum binden und rings um ihn herum ein Feuerlein anzünden solle, daß es dem präriehündischen Tüfeli ganz heiß werde.

Dem Friedli Suter, genannt „Löwenschnauze“, war der Plan des Beni etwas zu wenig. Er hätte es lieber gesehen, wenn man dazu noch ein Weidenrütlein abschneiden und in dem Feuerlein anbrennen würde. Dann könnte jeder der Reihe nach vor den

Schönöden Wicht hintreten und ihm mit dem Rütlein um den nackten Körper herumsuchteln, daß es dem

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.



Pietro Chiela, Sagno-Mailand.

Dem Walde zu!  
Linker Flügel des Triptychons „Kinderleben“.